



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Cicero

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Cicero



Im zweiten vorjährigen Bande der Grenzboten S. 83 habe ich meine Freude darüber ausgesprochen, daß Ferrero der sympathischen Persönlichkeit des großen Redners, Staatsmanns und Denkers, der wahrlich kein kleiner Mensch gewesen ist, vollaufgerecht wird. Der zweite Band des Geschichtswerks schließt mit Cäsars Ermordung; im dritten Bande wird Ciceros Charakterbild vollendet. *) Wir sehen ihn am Nachmittage der Iden des März aufs Kapitol eilen, wo er rät, Brutus und Cassius sollten den Senat versammeln, die Bürgerschaft zu den Waffen rufen und sich so, dem Antonius zuvorkommend, der Staatsgewalt bemächtigen. Der Rat wurde von den Verschwornen nicht befolgt; „alle diese Söhne des Mars ließen sich an Kühnheit von dem Manne der Feder übertreffen“. Wir sehen ihn dann, als er mit allen Großen die Stadt verlassen hatte, von seinen Landgütern aus die fieberhafteste und unermüdlichste Tätigkeit zur Wiederherstellung der Republik entfalten, die keine Donquichoterie war, wenn Ferrero recht hat, der behauptet, die Republik habe noch mehr Lebenskraft gehabt, als die Mehrheit der Geschichtschreiber (mit Recht, wie mir scheint) annimmt. Jedenfalls aber ist die Bemerkung richtig: „selbst wenn man ihr die Lebenskraft abspricht, muß man bedenken, daß die Menschen die sozialen und politischen Umwälzungen sehr oft erst lange, nachdem sie sich vollzogen haben, gewahr werden.“ Nachdem Cicero alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte, warf sich sein Tätigkeitsdrang auf die literarische Produktion. Von dem Büchlein *De officiis*, das unter anderm damals entstand, schreibt Ferrero, als gelehrte Abhandlung sei es nur eine rasch hingeworfne Kompilation, wer sich nicht der Lage erinnere, in der es entstanden ist, der werde „dieses für das Verständnis der politischen und der sozialen Geschichte Roms grundlegende Aktenstück verständnislos beiseite legen“. Mit lebhafter Besorgnis habe Cicero gesehen, „wie Italien in den Künsten und Wissenschaften gewann und an Sittenreinheit verlor, sich bereicherte und immer unersättlicher ward, wie es Menschen brauchte, während seine Fruchtbarkeit abnahm, seine Herrschaft ausdehnte und daheim seiner Freiheit verlustig

*) Größe und Niedergang Roms von Guglielmo Ferrero. Dritter Band: Das Ende des alten Freistaats. Vierter Band: Antonius und Kleopatra. Stuttgart, Julius Hoffmann. — Cicero im Wandel der Jahrhunderte von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, V. G. Teubner, 1908.

ging“. Noch einmal mühte er sich die Zauberformel zu finden, die diese unveröhnlichen Gegensätze versöhnen könne; das Problem seines Buches vom Staate faßte er diesmal von moralischen und sozialen Gesichtspunkten aus an. Er untersuchte, welche Eigenschaften die herrschende Klasse seines Idealstaats haben müsse. „Und da war er denn zu der Überzeugung gelangt, daß man, um der Welt den Frieden zu schenken, eine Umwertung der zurzeit geltenden Lebenswerte vollziehen müsse, daß man fürderhin Reichtum und Macht, deren verderblichen Einflüssen die Menschen so leicht erliegen, nicht als die höchsten Güter des Lebens ansehen dürfe, die man um ihrer selbst willen suchen und herbeiwünschen soll, sondern als eine schwere Bürde, die man zu tragen hat für das Wohl aller und vor allem des Volks. Folgenden Kanon von Pflichten stellt er für die Herrschenden auf: Eine der Würde des vornehmen Mannes entsprechende Lebenshaltung, die sich jedoch von allen Übertreibungen fernhält, und zu der landwirtschaftlicher Betrieb oder Großhandel [schrieb er heute, so würde er noch die Großindustrie beigelegt haben] die Mittel gewähren; Beteiligung an der Staatsverwaltung, nicht um sie zur persönlichen Bereicherung und zum Appell an die niedern Leidenschaften des Volks zu mißbrauchen, sondern um den Interessen der Armen und des Mittelstandes mit Hingebung zu dienen; die Leitung und Durchführung nützlicher öffentlicher Arbeiten, Hilfeleistung bei Hungernöten, ohne die Staatsfinanzen zu ruinieren.“ Genau dasselbe, was unsre heutige Zeit von ihrer Aristokratie fordert, nur daß deren Tätigkeit in einem höchst vollkommenen Staatsorganismus geregelt ist. Nachdem Ferrero die Ermordung des Proskribierten erzählt hat, schließt er die Charakterisierung mit einer Betrachtung ab, von der wir nur den Anfang wiedergeben.

Die Geschichtschreiber der Gegenwart haben leichtes Spiel, wenn sie sich besonders angelegen sein lassen, uns Cicero in den Augenblicken zu zeigen, wo er schwach war, schwankte, in Widerspruch mit sich selbst geriet. Sie vergessen dabei, daß sich ähnliche Schilderungen auch von seinen Zeitgenossen und selbst von Cäsar entwerfen ließen, und daß es bei Cicero nur deswegen leichter ist, weil er uns selbst mit allem bekannt macht, was in seinem Innern vorgeht. Man muß jedoch Cicero und seine Stellung in der Geschichte von einer andern Seite ansehen. Innerhalb der römischen Gesellschaft, in der es seit Jahrhunderten niemand möglich gewesen war, als Staatsmann eine Rolle zu spielen, wenn er nicht zum alten Geschlechteradel gehörte oder über großen Besitz verfügte oder sich kriegerische Vorbeeren erworben hatte, ist Cicero der erste, der, ohne dem Geburts- oder Geldadel anzugehören und ohne militärische Verdienste, in die tonangebende Klasse Aufnahme fand, zu den ersten Posten aufrückte und in Gemeinschaft mit den Adligen, den Millionären und hohen Militärs den Staat regierte, und dies alles nur dank seiner meisterhaften Beherrschung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks und seiner Fähigkeit, der großen Masse der Gebildeten die verwickelten und tiefen Gedanken der griechischen Philosophie durch seine lichtvolle Darstellung zu vermitteln. Er war der erste Staatsmann in der Geschichte Roms und damit in der auf ihr sich aufbauenden Geschichte der europäischen Zivilisation, der der Klasse der Intellektuellen angehörte. Demnach haben wir ihn als den Stammvater einer Dynastie

zu betrachten, der man vielleicht alle mögliche Verderbnis, die verschiedensten Laster und Mängel nachsagen kann, der aber der Geschichtschreiber, selbst wenn er den Stab über sie bricht, die Anerkennung nicht wird versagen können, daß sie die Cäsaren überdauert hat, da sie von Cicero an bis auf unsre Zeit zweitausend Jahre lang ununterbrochen die Geschichte Europas gelenkt(?) hat. Cicero war der erste unter jenen Männern der Feder, die in der Geschichte unsrer Zivilisation bald als Stützen der bestehenden Staatsformen, bald als Vorkämpfer der Revolution eine Rolle spielen. Wir sehen sie in der heidnischen Zeit als Rhetoren, Juristen, Polyhistoren am Werk und hernach als Apologeten des Christentums [zunächst doch, von Paulus an, als seine Begründer und Verbreiter] und Kirchenväter; wir begegnen ihnen im Mittelalter als Mönchen, als Vertretern der Rechts- und der Gottesgelahrtheit, als Doktoren und Lektoren und in der Renaissance als Humanisten; im achtzehnten Jahrhundert kannte man sie in Frankreich unter dem Namen Enzyklopädisten, und heute nennen wir sie Advokaten, Journalisten, Publizisten und Professoren.

Zielinski nun stellt diese Bedeutung Ciceros in eine ganz neue Beleuchtung, durch die sie ins Riesenhafte wächst: nicht bloß der erste der Intellektuellen, der Eröffner einer neuen Weltära, ist er gewesen, sondern er hat durch seine Schriften und durch seine Persönlichkeit diese neue, mit den Inhabern der materiellen Machtmittel um die Herrschaft ringende Klasse inspiriert, angeregt, geleitet bis in die Französische Revolution hinein; er tritt als beinahe ebenbürtiger neben den Apostel Paulus und die Evangelisten. Dieser Nachweis wirkt im ersten Augenblick, zusammen mit der Erinnerung an den Cicero der Schulpedanten, einigermaßen komisch, aber wenn man dem gelehrten und für seinen Helden begeisterten Darsteller bis zu Ende folgt, kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Wir verzichten auf die Wiedergabe der Charakteristik Ciceros und seiner mit der politischen verflochtenen literarischen Tätigkeit; in beiden Beziehungen stimmt Zielinski mit Ferrero überein, den er selbstverständlich noch nicht gelesen haben konnte. Erwähnt sei nur, daß er den Periodenstil rechtfertigt, als dem Geiste des Hochgebildeten, seinen Reichtum an Vorstellungen und Gedanken planvoll verknüpfenden angemessen, gegenüber dem ungebildeten „Simplisten“, der natürlich nicht anders könne, als seine wenigen Gedanken ungegliedert in einer Reihe aufmarschieren lassen; der die Wahrheit einfach wolle, damit er sie fassen, die Rede „einplanig“, damit er ihr folgen könne. Was Ciceros Stellung in der Politik und damit seine Lebensaufgabe bestimmte, das sei der Umstand gewesen, daß er in den Grundsätzen des Scipionenkreises aufgewachsen sei, und daß er die römische Verfassung, wie sie sich im Idealbilde jenes Kreises edler Seelen darstellte, über alles liebgewonnen habe. „Er liebte an ihr: die harmonische Verbindung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente, durchdrungen vom Geiste hellenischer Gesittung, jeden Fortschritts fähig, soweit dieser zur Aufnahme und Entwicklung fördernder, nicht zerstörender Ideen führte.“ Und er arbeitete praktisch an der Verwirklichung seines Ideals, indem er sich von Anfang bis zu Ende der Opfer des Unrechts annahm: zuerst einzelner zivilrechtlich geschädigter oder von der den Gewalthabern dienstbaren Strafjustiz bedrohten Personen, dann der unterjochten und

ausgeplünderten Völker. Die Karikatur des großen und großherzigen Staatsmanns, die bis heute noch vielen das wahrheitsgetreue Bild ersetze, sei sehr geschickt im Hause des Antonianers Asinius Pollio ausgearbeitet worden.

Ciceros Einfluß nun habe auf jeder der drei Stadien, in denen sich unsre, die christliche, Kultur entfaltet hat, bestimmend eingewirkt. Im ersten, dem religiös-ethischen Stadium sei der Glaube zur Herrschaft gelangt, „der einerseits jedem Menschenleben, wie verächtlich und ärmlich auch seine äußere Erscheinungsform sein mag, einen ewigen und unvergänglichen Wert beimißt, andererseits aber seine Befenner nicht zu tatenloser Ruhe und jenseitsfüchtigem Quietismus leitet, sondern, seinem Wahlspruch: ora et labora getreu, zu nützlicher Kulturarbeit“. Im zweiten Stadium, dem der Renaissance, herrscht der Intellekt und erringt sich die Persönlichkeit das Recht, „selbständig die ihr eingebornen Keime geistiger Gefittung zu entwickeln und durch individuelle Verarbeitung des allgemeinen Kulturbesitzes den Fortschritt des menschlichen Gedankens zu fördern“. In der Französischen Revolution endlich setzt sich das dritte der drei Güter durch, die unsre Kultur von der aller Heiden und Mohammedaner unterscheidet: das politische Ideal, „demzufolge jeder innerhalb der ihm vom Gesetze aufgerichteten Schranken in vollem Maße seiner persönlichen Freiheit genießt“. Im ersten Stadium nun, weist Zielinski nach, habe Cicero der europäischen Menschheit nichts geringeres gespendet als die Ethik. Formell ist das richtig. Die antike Ethik ist so, wie sie Cicero formuliert hat, von Lactantius und Ambrosius übernommen und für den christlichen Unterricht zurechtgemacht worden. Bis auf den heutigen Tag werden im katholischen Katechismus die vier aristotelisch-ciceronianischen Tugenden: Klugheit (bei Cicero heißt sie Weisheit, aber der Weisheit wird im Katechismus als einer Gabe des Heiligen Geistes ein höherer Rang angewiesen), Mäßigkeit oder Mäßigung, Gerechtigkeit und Stärke oder Tapferkeit als „Kardinaltugenden“ empfohlen. Inhaltlich aber haben die Kirchenväter aus Cicero doch nichts erfahren, was sie nicht auch aus der Bibel hätten schöpfen können. Was sie dem Heiden entnahmen, das war die systematische Anordnung und die rationelle Begründung sowie die Anleitung zum schulmäßigen Vortrage. Zielinski stellt die Sache so dar, als hätten die Kirchenväter durch die Aufnahme der ciceronianischen Ethik ihr Christentum verleugnet, bis dann Augustinus die Moral wieder durch die Religion verdrängt habe. Er stützt sich auf den Ausspruch Tertullians: „Hütet euch, ihr, die ihr ein platonisches, ein stoisches, ein dialektisches Christentum ausgeklügelt habt! Wir brauchen unsre Gedanken nicht anzustrengen, seit wir Christus haben; wenn wir nur glauben, so tut uns weiter nichts not.“ Ferner auf das Erlebnis, das Hieronymus in einem seiner Briefe erzählt. In einer schweren Krankheit träumte ihm, er sei vor den Richterstuhl Gottes geschleppt worden. Man habe ihn gefragt, was er sei; Christianer, habe er geantwortet; nein: Ciceronianer, habe ihm die Stimme zuge donnert, und zugleich habe er die Streiche gefühlt, mit denen er für sein

Heidentum geächtigt worden sei. Die Umstehenden hätten den Richter gebeten, dem Sünder seiner Jugend wegen zu verzeihen, und Verzeihung sei ihm bewilligt worden, nachdem er geschworen hatte, keine heidnischen Bücher mehr zu lesen. Er habe jedoch, schreibt Zielinski — und auch seine Feinde warfen es ihm vor —, diesen Schwur nicht zu halten vermocht; er zitiere Cicero unendlich oft, und der Cicero-Kenner ertappe ihn fast bei jedem Schritt auf ciceronianischen Gedanken und Wendungen. Es ist nun nicht zu verwundern, daß der Abscheu vor dem Heidentum die gebildeten Christen heidnische Lektüre, die sie eben doch bei der Dürftigkeit und den formellen Mängeln der christlichen Literatur nicht entbehren konnten, als eine Sünde empfinden ließ, aber es gab doch auch Kirchenlehrer, die das Heidentum anders ansahen. Clemens von Alexandrien läßt bekanntlich den göttlichen Pädagogen, den Logos, nicht bloß in den jüdischen Propheten, sondern auch in den heidnischen Weisen zur Vorbereitung der Menschheit aufs Christentum tätig sein. Wunderlicherweise erwähnt Zielinski nicht diesen für die alexandrinische Theologie maßgebenden Gedanken des genannten Lehrers, sondern nur die Stelle, wo er die „unwissenden Schreier“, die gegen die hellenische Philosophie ankämpfen, mit den Gefährten des Odysseus vergleicht, die sich die Ohren mit Wachs verstopften, um den Gesang der Sirenen nicht zu hören. Dieser hübsche Vergleich beweise bestenfalls die Unschädlichkeit der heidnischen Philosophie für glaubensstarke Christen, nicht aber ihren Nutzen und noch viel weniger ihre Notwendigkeit. Vom christlichen Standpunkt aus betrachtet sei die heidnische Philosophie wirklich nichts anderes als Sirenenfang. Dazu stimmt es doch nicht, wenn Lactantius mit Entzücken die gegen das Götterwesen und andern heidnischen Aberglauben gerichteten Vernunftbeweise Ciceros benutzt, und wenn er von der Darstellung des Sittengesetzes als einer *lex Dei* in Ciceros Staatslehre schreibt: „Wer von uns, die wir der göttlichen Weihen teilhaftig sind, könnte das Gesetz Gottes ebenso eindrucksvoll verkünden, als es dieser Mann getan hat, der doch von der Erkenntnis der Wahrheit soweit entfernt war?“ Man muß jedoch leider Zielinski recht geben, wenn er gegenüber der Anerkennung des Verdienstes, das sich der Heide um die Zerstörung des polytheistischen Aberglaubens erworben habe, daran erinnert, daß die Kirchenväter, durch Stellen des Neuen Testaments verleitet, selbst einen sehr gefährlichen Teil des hellenischen Aberglaubens, durch orientalischen verschlimmert, sich angeeignet und „den gesunden Aufklärungsgeist des republikanischen Philosophen im Nebelmeer einer wüsten Dämonologie“ ertränkt haben. Durch Ambrosius, dessen Bücher *de officiis ministrorum* „viele Jahrhunderte lang als das wesentlichste, wo nicht das einzige Lehrbuch der christlichen Moral in Geltung waren“, sei „der natürlichen Entwicklung der christlichen Heilslehre zum Troß, die Ethik Ciceros die anerkannte christliche Ethik geworden“. Sagen wir: soweit die christliche Ethik, abgesehen von ihrem heroisch-mystischen Überbau, eben nur die natürliche Vernunftmoral war, hat sie von Cicero die Form empfangen. Es mag

wunderbar erscheinen, fährt der Verfasser fort, „daß durch Ambrosius Cicero verchristlicht worden ist, noch wunderbarer ist, daß kurz vorher Cicero einen Heiden zum Christentume bekehrt hatte, und daß dieser sein Neophyt kein anderer war als die spätere Säule des Christentums, die Bierge und der Stolz der abendländischen Kirche, Augustin“. Dieser erzählt in den Konfessionen, wie Ciceros Dialog Hortensius einen völligen Umschlag seiner Neigungen bewirkt und seinem Dichten und Trachten die Richtung auf Gott gegeben habe, sodaß ihm von da an „alle eiteln Hoffnungen“ schal und leer erschienen seien; nicht durch die Form, sondern durch den Gehalt seines Buches habe ihn Cicero gefesselt. (Zielinski übertreibt; von dieser Erschütterung seiner Seele, die Augustin als neunzehnjähriger erlebte, wars bis zu seiner elf Jahre später erfolgten Bekehrung noch weit.) Dieses seiner Ansicht nach epochemachende Ereignis bestimmt den Verfasser, noch einmal genau anzugeben, wie die Christianisierung Ciceros — das heißt seiner Philosophie, denn die Reden beachtete man nicht, und die Briefe wurden vergessen — zu verstehen sei. Diese Philosophie habe einen positiven, einen negativen und einen skeptischen Teil. Der positive sei die Moral, der negative die Verwerfung aller jenseitigen Einflüsse auf den Menschen, der skeptische die Metaphysik; zwar habe Cicero am Dasein Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele festgehalten, doch diese wie alle metaphysischen Behauptungen zu dem gerechnet, was einem jeden je nach seiner Individualität so oder anders erscheint (*ista sunt ut disputantur*), während die Moralgebote feststehn müssen, wenn nicht die menschliche Gesellschaft zugrunde gehn soll. Die Kirche habe nun den zweiten und dritten Bestandteil entschieden zurückgewiesen, den ersten angenommen, aber nur inhaltlich, von dem Geiste, aus dem dieser Inhalt geflossen, sei ihr Geist das Gegenteil. Cicero sei von der Gütlichkeit und Güte der Menschennatur überzeugt; wenn er sich des christlichen Sprachgebrauchs bedient hätte, würde er gesagt haben, es gebe nur eine Gnade, die Schöpfungsgnade. Die Sittlichkeit fließe aus der Vernunft des Menschen, werde durch den freien Willen verwirklicht, betätige sich in der freien Pflichterfüllung und trage ihren Lohn in sich: die Glückseligkeit; jenseitige Fortdauer sei nicht ausgeschlossen, aber dem Weisen genüge das Bewußtsein seiner Tugend zum Glück. Das alles habe Augustin mit dem Erbsünd- und Erlösungsdogma in sein Gegenteil verkehrt. Freilich habe dieser Wendung der in die Kirche eingedrungne Ciceronianismus opponiert, in der Person des Pelagius und seiner Anhänger, und der Pelagianismus sei nie ganz überwunden worden; die katholische Kirche habe mit ihrem Semipelagianismus beide Richtungen versöhnt. Das zuletzt angeführte ist richtig, und daß der moderne Mensch die augustininischen Übertreibungen unannehmbar findet, versteht sich von selbst. Aber es ist eine nicht weniger ungeheuerliche Übertreibung, wenn Zielinski meint, mit der Behauptung, nur durch die Beziehung auf Gott werde das sittlich Gute vollkommen, darum seien die Tugenden der Heiden eigentlich Laster, habe Augustin nicht bloß den

Ciceronianismus, sondern „jede Moral abgestreift; es war ein echt augusti-
nischer Geistesblitz, bei dessen Schein Religion und Moral, die anfänglich ge-
trennten, seit kurzem verbundenen, einander in ihrer ganzen Unversöhnlichkeit
erkannten. Von nun an hieß es: Religion oder Moral.“

Vielmehr hat das Christentum die Moral in der Religion fest verankert.
Die heidnischen Religionen hatten freilich mit der Moral so wenig zu schaffen,
daß Cicero den Skeptiker Cotta sagen lassen durfte: „Seine Tugend hat noch
niemand den Göttern gutgeschrieben.“ Die Religion bestand in Kulthand-
lungen, und ihre Diener, die Priester, hatten weder zu lehren noch sittlich zu
leiten, sondern bloß Opfertiere zu schlachten. Es wäre töricht gewesen, die
absurden römischen Staatsgötzen oder die liederlichen Olympier Homers um
Tugend zu bitten. Das Christentum hat aber das von den griechischen
Tragikern und Philosophen — freilich erst lange nach der entsprechenden
Wirksamkeit der jüdischen Propheten — begonnene Werk vollendet, an die
Stelle der hölzernen Götzen und der lustigen Phantastiegestalten die Welt-
vernunft und Weltursache als den Gott verkündigt, dem im Geist und in der
Wahrheit gedient werden solle. Damit waren Religion und Moralität zwar
nicht in eins verschmolzen, aber auf ihre gemeinsame Wurzel zurückgeführt,
und die Moral ruhte fortan auf dem Grunde des Glaubens weit sicherer, als
sie auf dem vermeintlich unabhängigen Willen des Menschen geruht hatte.
Das stolze Gebilde des stoisch=ciceronianischen Weisen, der im Bewußtsein
seiner Tugend eine keiner Ergänzung bedürftige Seligkeit genießt, hat die
Erfahrung zweier Jahrtausende, von Cicero selbst angefangen, zunichte gemacht,
und daß die Tugend ausschließlich eines jeden eigenstes Werk sei (was
Zielinski als einen wesentlichen Bestandteil der ciceronianischen Philosophie
hervorhebt), hat die größtenteils christentumsfeindliche moderne Wissenschaft auf
das schlagendste widerlegt. Sie zeigt, wie ein jeder lediglich das Produkt
seiner Vorfahren bis zu den Moneren hinauf und das seines Milieus ist, in
das wir uns die Erzieher eingeschlossen denken mögen. Lehnen wir nun auch
die Übertreibungen der Biologen ab, die der freien Willensstätigkeit gar nichts
übriglassen, so müssen wir doch, von dieser Wissenschaft erleuchtet, sagen:
wenn ein Mensch von ruppigem Charakter sprechen wollte: ich will von Stund
an ein edler Mensch von erhabenem Charakter sein, so wäre das ebenso
lächerlich, wie wenn einer von uns gewöhnlichen Menschenkindern spräche: ich
will jetzt geschwind ein Bismarck oder ein Napoleon oder ein Goethe werden.
Stehen nun also die Naturbedingungen, aus denen sich eines jeden Charakter
entwickelt, Abstammung und Milieu, nicht in unsrer Gewalt, und halten wir
die Welt nicht für einen Zufall, sondern für eine planvolle Schöpfung Gottes,
wie sollten wir da, wenn wir uns günstiger Bedingungen erfreuen, unsre
Tugend uns selbst gutschreiben und nicht vielmehr Gott als für eine Gnade
dafür danken? Ciceros Tugend ist aber ohne die Ergänzung durch den christ-
lichen Glauben noch an zwei andern Stellen brüchig, die sehr deutlich in dem

Abschnitt über seine Selbstrechtfertigung hervortreten. Um diese vor allem sei es Cicero zu tun gewesen. Und wollte er gerechtfertigt erscheinen, so mußte er genau wissen, ob er in jedem Augenblicke recht gehandelt habe, also auch, was in jedem Augenblicke seine Pflicht gewesen sei. Aber wie darüber Gewißheit erlangen? Wen soll ich befragen? Die Guten, heißt es bei den Philosophen. Also doch wohl die Männer, die sich sogar die Besten nennen. Ja, wenn nur wenigstens einige Gute unter diesen Optimaten wären, aber die sind ja sämtlich Schurken und Lumpen, denen ihre Fischeiche mehr am Herzen liegen als die Republik. Nur einen kenne ich, auf dessen Urteil ich mich verlassen kann: meinen Freund Attikus. Aber schließlich hat auch der versagt, und so wollte sich Cicero zuletzt nur noch auf sein gutes Gewissen verlassen. Leider fand er auch in diesem nicht die erhoffte Ruhe; vom Zweifel, was das Rechte sei, hin und her geworfen, mühte er sich in schweren Seelenkämpfen vergebens ab. „Mich foltert der Gedanke, ich sei in eine Lage geraten, wo ich weder einen zweckmäßigen noch einen ehrenhaften Entschluß fassen kann.“ (Daß Cicero überzeugt war, man dürfe niemals das *honestum* dem *utile* opfern, darin hat er, wie Zielinski mit Recht hervorhebt, unzählige Christen beschämt.) Zuletzt aber hat er nur noch die eine Sorge, wie die Nachwelt über ihn denken werde, und wie er bemüht gewesen ist, sich einen fleckenlosen Nachruhm zu sichern, ist ja hinlänglich bekannt. Hat Augustin, der sich freilich zu stark ausgedrückt, unrecht gehabt, wenn er diese Art Tugend von seinem durchs Christentum erleuchteten Standpunkt aus nicht für voll nahm? Ruhmsucht als ausschlaggebendes, und ruhen wollen im Bewußtsein der eignen Gerechtigkeit als zweitstärkstes Motiv, ist das höchste und reinste Sittlichkeit? Der Christ stellt die Liebe höher als das Verlangen nach Ruhm und braucht sich dessen schon darum nicht zu schämen, weil der Nachruhm so eitel ist wie der bei Lebzeiten genossene; wird er doch auch Unwürdigen zuteil. Und mit der Warnung vor Selbstgerechtigkeit — pharisäisch nennen wir sie — hat Jesus der Menschheit einen großen Dienst erwiesen, denn sie macht hochmütig und hart, wirkt unsozial und schadet dem Pharisäer selbst, dem sie seine Fehler verbirgt und die Selbstvervollkommnung unmöglich macht. Wenn aber Cicero zu seiner eignen Dual über seine positive Pflicht, über das, was zu tun war, nicht mit sich ins reine kommen konnte und nur die Grenze zu erkennen vermochte, jenseits deren das entschieden Unehrenhafte, das Böse und das Schlechte liegt, so war das zwar kein spezifisch heidnischer Mangel, uns Christen geht es auch nicht anders. Aber wir haben ein Beruhigungsmittel, das dem Heiden fehlte. Paulus schreibt: ich bin mir zwar keiner sonderlichen Schuld bewußt, halte mich aber darum noch nicht für gerechtfertigt. Was menschliche Richter über mich urteilen, das ist mir gleichgiltig, und ich richte mich auch selbst nicht; „der mich richtet, ist der Herr“. Weil das, was wir tun und lassen, keineswegs ganz ohne Rest unser eignes Werk ist, weil wir unsern eignen, persönlichen Anteil an unserm Lebenswerk so

wenig zu ermitteln vermögen wie etwa der Maschinenspinner seinen Anteil an dem fertigen Stück Leinwand, darum wäre es töricht, wenn wir unser Glück, unsre Zufriedenheit auf das Bewußtsein unsrer Gerechtigkeit gründen wollten. Was ein jeder von uns wert ist, das weiß allein Gott; wir können und dürfen weder uns selbst noch andre richten. Aber eben darum brauchen wir nicht vor Angst wahnsinnig zu werden, wenn wir in einem Gewissenskonflikt nicht mit Sicherheit zu ermitteln vermögen, was unsre Pflicht ist. Haben wir nach reiflicher Erwägung einen Entschluß gefaßt, gegen den noch ernstliche Bedenken obwalten, so darf uns das nicht weiter beunruhigen, denn Gott, der die unendliche Vernunft ist, kann nicht unvernünftigerweise Unmögliches von uns fordern und wird unsre Tat, die er so gewollt haben muß, wie sie zustandekommt, in seinem Plane verwenden. Die Kirche hat freilich noch ein zweites, weniger unbedenkliches Beruhigungsmittel erfunden, das schon Ambrosius anpreist: man soll sich der Führung des Priesters anvertrauen, der einem in zweifelhaften Fällen schon sagen wird, was das Rechte sei. Auch dieses Beruhigungsmittel übrigens würde zulässig erscheinen, wenn es die Kirche nur den wirklich Unselbständigen und Leitungsbedürftigen empföhle und sich nicht anmaßte, es allen ohne Unterschied aufzuzwingen.

Was die Kirche für die Masse getan hat, erkennt Zielinski an, fragt jedoch, ob sie nicht im Verhältnis zur Gabe zu viel verlangt habe, wenn sie das Opfer der Persönlichkeit forderte. „Vielleicht, vielleicht auch nicht“, antwortet er; soviel aber sei sicher: sowie irgendwo eine Persönlichkeit erstehet, fordere sie die Freiheit der Wahl, der Entschließung, als ihr Recht. Solche Persönlichkeiten seien nun zur Zeit der Renaissance in Fülle erstanden, und auch ihnen sei Cicero Erwecker und Führer gewesen, eben das, was oben als sein Geist bezeichnet wurde, sei in ihnen erstanden. Die gewöhnliche Ansicht, wonach die Leistung der Renaissance darin bestehe, daß Petrarca und die Seinen die alten Autoren, darunter auch den Cicero, wieder zu Ehren gebracht, sei falsch; der Einfluß Ciceros auf Petrarca sei ein eminent persönlicher gewesen, nicht als ein beliebiger der alten Autoren, sondern als Cicero habe er gewirkt. Das wird ausführlich dargestellt und die Renaissance als eine individualistische, weltflüchtige Richtung von Menschen beschrieben, die mit der Masse nichts zu schaffen haben, auf sie nicht einwirken wollten. (Eine der Ursachen, aus denen sich Nietzsche den Renaissancemenschen verwandt fühlen mußte.) „Der Renaissance folgten die Reformation und die Gegenreformation; für unsre Frage werfen beide gleich wenig ab.“ Beide Bewegungen standen eben dem ciceronianischen Geiste fremd, ja feindlich gegenüber. Dagegen hat Cicero, nicht durch seinen Geist, sondern stofflich, das Erwachen und den Fortschritt der Realwissenschaften gefördert. Wenn Cicero gegen die atomistische Zufallswelt einwendet: eine vom Himmel aufs Geratewohl ausgeschüttete Menge unzähliger Buchstaben werde nimmermehr in der

Gestalt der Annalen des Ennius zu Boden fallen, so sei damit „das Prinzip suggeriert, auf dem die Erfindung der Buchdruckerkunst beruht“. Columbus habe aus Cicero die Ideen der Kugelgestalt der Erde und der Gegenfüßler kennen gelernt. Kopernikus endlich habe sich ausdrücklich auf Cicero berufen. In der Dedikation seines Werkes an den Papst Paul den Dritten schreibt er, er habe alle Philosophen, deren er habhaft werden konnte, durchforscht. „Da fand ich denn zuerst bei Cicero, daß Hekatas die Erde für beweglich erklärt habe; später fand ich auch bei Plutarch das Zeugnis, daß einige andre derselben Meinung gewesen wären. Das war für mich der Anlaß, daß ich auch selbst über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken anfang. Wohl erschien mir diese Ansicht absurd; da ich indessen ersehen hatte, daß schon andre vor mir sich die Freiheit genommen hatten, beliebige Kreisbewegungen zu fingieren, um die Phänomene der Himmelslichter zu berechnen, so hielt ich auch für mich den Versuch erlaubt, einmal nachzuforschen, ob bei der Annahme einer gewissen Bewegung der Erde auch für die Bewegungen der Himmelskörper sicherere Berechnungen als die meiner Vorgänger erzielt werden könnten.“ Weiter wird dann gezeigt, wie die Lektüre Ciceros den Glauben an unfehlbare Autoritäten erschüttert, wie der englische Deismus, „an Calvin und Augustin vorbei, über Sozzini und Pelagius Cicero die Hand gereicht“ und die durch Kampflust und Propaganda von der Renaissance so verschiedene Aufklärung eingeleitet, Cicero endlich auch Voltaire und die Enzyklopädisten inspiriert, durch seine Reden die Revolutionsmänner geleitet, sie durch das Vorbild des Rechtsstaats begeistert und aufgeklärt, namentlich bei der Reform der Justiz wohlthätig mitgewirkt habe. Man kennt Voltaires enthusiastische Tätigkeit in dem Falle Calas. Er schreibt u. a.: bei den Römern — und woher kannte er deren Verfahren als aus Ciceros Gerichtsreden? — „wurden die Zeugen öffentlich verhört, in Gegenwart des Angeklagten, der ihnen zu antworten, sie einem Kreuzverhör zu unterwerfen — entweder in eigener Person oder durch seinen Verteidiger — berechtigt war. Das war eine edle, eine freimütige, eine der römischen Hochherzigkeit würdige Bestimmung. Bei uns geschieht alles heimlich, es ist der Richter allein, der mit seinem Sekretär die Zeugen verhört.“ Zielinski schließt den sehr interessanten Abschnitt über diesen Gegenstand mit den Worten: „Wenn der friedliche Bürger heutzutage nicht mehr zu beten braucht, daß Gott ihn außer den vier Plagen der Vitanei: Pest, Feuer, Hunger und Krieg auch noch vorm Gericht bewahre, so ist es für ihn nur recht und billig, zuzeiten des guten Geistes dankbar zu gedenken, der auch dieses Gespenst [den Inquisitionsprozeß] hat bannen helfen.“ Nun dürfen sich die Schulpedanten stolz in die Brust werfen, wenn sie wieder einmal mit ihrem ledernen Cicero gehöhnt werden.

Um noch einmal auf Ferrero zurückzukommen: die vorliegenden beiden Bände zeichnen sich nicht weniger durch fesselnde Darstellung und schöne

Charakteristiken aus als die ersten beiden. Als Forscherverdienst nimmt Ferrero für sich in Anspruch die Entwirrung der Verwirrung, die zu Rom in den drei Tagen nach der Ermordung Cäsars herrschte, und die in die Geschichtschreibung übergegangen ist. In der Erzählung der Leichenfeier folgt er dem Sueton und verweist damit die große Rede des Antonius, die Shakespeare so effektiv gestaltet hat, ins Reich der Legende.

Carl Jentsch



Frauenbriefe und Frauenbildung



Es gibt eine hübsche und speziell den Frauen angemessene Kunst, die wir heute trotz der Lage der Frauenfragen so gut wie verloren haben: die Kunst des Briefeschreibens! Diese Kunst, die zur Zeit unsrer Urgroßmütter eine so vielgeübte und vielbeliebte war, uns wieder mehr zu eigen zu machen, wäre wohl der Mühe wert. Nicht, als ob zu wenig Briefe geschrieben würden! Vom Gegenteil überzeugen die immer zunehmenden Arbeiten (und Einnahmen) unsrer Postverwaltung. Aber die Qualität der beförderten Schriftstücke steht nicht im Einklang mit ihrer Quantität. Wir empfinden es durchschnittlich als Last, Briefe schreiben zu müssen; wo ist wohl jemand, der aus Liebhaberei über literarische, politische, religiöse Zeitfragen korrespondierte? Man beschränkt sich vielmehr zumeist auf sogenannte Familienbriefe, d. h. Mitteilungen über das Ergehen der einzelnen Familienmitglieder, wünscht sich an den dazu hergebrachten Tagen Glück und Gesundheit, und im übrigen dienen die bequemen und deswegen so beliebten Ansichtspostkarten als Träger und Erhalter freundschaftlicher Beziehungen.

Wie ganz anders verkehrten dagegen unsre Vorfahren brieflich miteinander! Wenn wir heute so sehr für die Biedermeierzeit schwärmen und unserm Hausgerät gern jenen altväterischen Anstrich geben, so täten wir ganz gut, auch in diesem Punkte ein wenig in ihre Fußstapfen zu treten. Wir wundern uns, wenn wir einen dicken Band in die Hand bekommen, der nur die wichtigsten Briefe einer Frau enthält; wir lächeln über die sentimentalen Gefühlsergüsse, die in jener Zeit nun einmal nicht fehlen konnten; aber wir staunen auch in aufrichtiger Bewunderung über manchen geistvollen Brief, der in klarer Sprache kluge und wohlbegründete Urteile über allerhand Zeitfragen gibt. Heute würde sich jede, aber auch jede Dame zur Schriftstellerin berufen fühlen, die so zu schreiben verstünde; damals wurden Bände über Bände solcher Briefe geschrieben, nur aus dem Bedürfnis freundschaftlicher Aussprache heraus. Woran liegt es denn, daß dieses Bedürfnis und damit auch jene Kunst uns so sehr verloren gegangen ist?